



© Landestheater
Detmold

Materialmappe



Heinrich von Kleist

Prinz Friedrich von Homburg

Ein Schauspiel

Inhaltsverzeichnis [= Arbeitsaufgabe]

Besetzung	3
Inhalt	4
Zum Stück	4
Der Verfasser – Heinrich von Kleist	5
Prinz Friedrich von Hessen-Homburg	7
Rezeption	8
Zitate von und über Leben und literarisches Werk von Heinrich von Kleist	8
Literaturepoche zwischen Klassik und Romantik	9
Artikel: Heinrich v. Kleist und die Feinde Brandenburgs	10
Heinrich von Kleist: Was gilt es in diesem Kriege?	12

„Wer heut sein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt es schon morgen zitternd auf den Leib
Und übermorgen liegts bei seiner Ferse.
Zwar, eine Sonne, sagt man, scheint dort auch,
Und über buntre Felder noch, als hier:
Ich glaubs; nur schade, daß das Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll.“
(Der Prinz von Homburg)

Besetzung

Regie

Oliver Haffner

Bühne und Kostüme

Petra Mollérus

Dramaturgie

Dr. Christian Katzschmann

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg

Markus Hottgenroth

Die Kurfürstin, seine Gemahlin

Katinka Maché

Prinzessin Natalie von Oranien, seine Nichte

Renate Regel

Prinz Friedrich Arthur von Homburg, General der Reiterei

Dominic Betz

Obrist Kottwitz

Achim Ruczynski

Rittmeister von der Golz

Jürgen Roth

Oberst Hennings

N.N.

Graf Truchß

N.N.

Rittmeister Mörner

N.N.

Rittmeister Stranz

N.N.

Regieassistenz

Jessica Sonja Cremer

Souffleuse

Lydia Voigt

Inspizienz

Elke Wittek

Technische Leitung

Klaus E. Kobisch

Beleuchtung

Walter Muschmann

Ton

Friederike Peßler

Maske

Tatjana Röttger

Inhalt

Der nachtwandelnde Prinz von Homburg flicht sich im Schlossgarten von Fehrbellin einen Lorbeerkranz. Der Kurfürst erlaubt sich einen Scherz, nimmt ihm den Kranz aus der Hand und reicht ihn seiner Nichte Natalie. Der Prinz wendet sich ihr leidenschaftlich zu und greift nach dem Kranz, woraufhin der Kurfürst ihn zurückweist. Nur ein Handschuh von Natalie bleibt in den Händen des immer noch träumenden Prinzen zurück.

Als am nächsten Morgen der Feldmarschall seinen Offizieren den Plan der Schlacht gegen die Schweden erläutert, ist der Prinz geistesabwesend, denn er hat bemerkt, dass Prinzessin Natalie ihren Handschuh vermisst, von dem er nicht weiß, wie er in seine Hand gekommen ist. Er überhört die Order, dass er in der Schlacht den Feind nicht ohne ausdrücklichen Befehl angreifen soll und stürzt sich voreilig in den Kampf. Gerade dieser Gehorsamsverstoß trägt aber wesentlich zu einem Sieg über Schweden bei. Dem Kurfürst jedoch geht die militärische Disziplin über alles; er lässt den Prinzen gefangen setzen und verurteilt ihn zum Tode.

Als der Prinz erfährt, dass es dem Kurfürsten mit der Vollstreckung des Urteils ernst ist, verfällt er in solche Todesangst, dass er vor der Kurfürstin und Natalie nur noch um das nackte Leben fleht. Der Kurfürst ist zur Begnadigung bereit, vorausgesetzt, dass der Verurteilte selbst die Rechtmäßigkeit des Urteils anerkennt. Diese Anerkennung des Gesetzes ermöglicht es nun dem Kurfürsten, Gnade vor Recht ergehen zu lassen.

In der letzten Szene des Dramas verwandelt sich die Traumvision des Prinzen in Wirklichkeit: Ruhmeskranz, Fürstenkette und Braut werden ihm nun tatsächlich zuteil.



- Gebt den Inhalt des Stückes wieder.
- Schreibt eine Rollenbiographie der Person des Prinzen von Homburg in der Situation, als der Kurfürst die Entscheidung über das Urteil ihm selbst überlässt.

Zum Stück

Prinz Friedrich von Homburg ist ein Schauspiel in fünf Akten von Heinrich von Kleist, das in der Zeit von 1809 – 1811 entstand und das letzte Drama des Autors ist. Die Uraufführung fand am 3.10.1821 am Wiener Burgtheater statt.

Als Quelle dienten die „Mémoires pour servir à l’histoire de la Maison de Brandebourg“ von König Friedrich II von Preußen, da darin ein Ausspruch des Kurfürsten überliefert ist, mit dem er dem Prinzen von Homburg seinen Ungehorsam gegenüber dem Vorgesetzten gnädig verzieh. Trotz der Warnung einen weiteren Sieg leichtsinnig zu gefährden, missachtet der Prinz den Schlachtbefehl. Deshalb muss der Kurfürst darauf bestehen, dem Gesetz zu folgen und verurteilt den Prinzen zum Tod.

Die Spannung des Schauspiels resultiert aus der Ungewissheit, ob das verhängte Todesurteil ausgeführt wird oder nicht. Der Prinz nimmt das Urteil zunächst nicht ernst, hält es nur für eine Formalität und geht davon aus, dass der Kurfürst auf die Vollstreckung verzichten wird. Das geschieht in der Tat am Ende des Dramas, doch erst nachdem der Prinz eine Wandlung vollzogen hat, indem er anerkennt, dass dem Gesetz Folge zu leisten ist.

Der Wendepunkt des Dramas ist der Moment, an dem die Entscheidung über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit des Urteils in seine eigenen Hände gelegt, er also vom Kurfürsten zum Richter über sich selber ernannt wird. Nun erst erkennt er, dass er sich schuldig gemacht hat.

Im Verlauf des Schauspiels löst sich die Tragödie am Ende des vierten Akts in eine Komödie auf und der Schluss ist geprägt von gelöster Heiterkeit. So scheint der Prinz von Homburg als staatspolitisches Drama zu enden und der „Fall“ ist für alle Seiten befriedigend, rational einsichtig gelöst.

Kleists Beinahe-Tragödie schließt mit einem traumhaften Wunsch- und Hoffnungsbild gegen Tragik und Tod, als der Held am Ende die Verwirklichung der Vision des Anfangs nicht glauben will und fragt, „Ist es ein Traum?“ und Kottwitz darauf antwortet, „Ein Traum, was sonst?“.



- Recherchiert in Gruppen über die Bedeutung und den Aufbau der „Freytagschen Pyramide“ und tragt eure Ergebnisse in der Klasse zusammen.
- Ordnet die einzelnen Szenen/Auftritte soweit wie möglich dem pyramidalen Aufbau zu (1. Exposition, 2. Steigende Handlung mit Spannung aufbauendem Element, 3. Höhepunkt und Peripetie, 4. Fallende Handlung mit retardierendem Moment, 5. Katastrophe).
- Ab welchem Punkt des Dramas verläuft die Handlung nicht mehr nach dem klassischen Schema?

Der Verfasser – Heinrich von Kleist

Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist, deutscher Dramatiker, Erzähler, Lyriker und Publizist, wurde am 18. Oktober 1777 in Frankfurt an der Oder geboren und starb am 21. November 1811 am Kleinen Wannsee bei Berlin. Er entstammte einer Familie des pommerschen Uradels, dem in Preußen eine herausgehobene Stellung zukam. Er verlor früh die Eltern, kam vorwiegend unter weiblichen Erziehungseinfluss und stand besonders seiner Stiefschwester Ulrike sehr nahe. Kleist wurde nach dem Tod seines Vaters 1788 von dem Prediger Samuel Heinrich Catel erzogen, durch welchen er wahrscheinlich auch auf die Werke der klassischen Dichter und der zeitgenössischen Philosophen der Aufklärung aufmerksam wurde.



Getreu der Familientradition begann er im Juni 1792 seinen Militärdienst, den er aber als unerträglich empfand und deshalb im Jahr 1799 trotz des Widerstandes seiner Familie beendete. Noch im gleichen Jahr begann er an der Viadrina in Frankfurt an der Oder ein wissenschaftliches Studium mit Mathematik als Hauptfach und Physik, Kulturgeschichte, Latein und Kameralwissenschaften in den Nebenfächern.

Während seines Studiums lernt er die neunzehnjährige Wilhelmine von Zenge kennen, mit der er sich noch 1799 verlobt. Da von ihm nun erwartet wird, ein Amt anzutreten, bricht er das Studium nach nur drei Semestern ab um in Berlin als Volontär im Finanzdepartement zu arbeiten.

Kleists ganzes Leben war erfüllt vom ruhelosen Streben nach idealem Glück, das sich jedoch immer wieder als trügerisch erwies. So überlegte er aufgrund beruflicher Orientierungslosigkeit sein Amt in Berlin wieder niederzulegen, hatte außerdem Schwierigkeiten sich in seinem sozialen Umfeld zu behaupten und befand sich auch sonst in einer sich immer mehr verschärfenden Lebenskrise. Auslöser für Kleists Krise ist, dass er sich der Zufälligkeit des Weltgeschehens ausgeliefert sieht, die nicht zusammenpasst mit seiner Vorstellung eines entworfenen Lebensplans.

1801 fuhr er mit Ulrike nach Paris und bekam dort solchen Ekel vor den Wissenschaften, dass er in die Schweiz floh, um dort „ein Bauer zu werden“. Daraufhin scheiterte auch seine Beziehung zu Wilhelmine. In krankhafter Unruhe treibt es ihn in den nächsten Jahren nach Weimar und Jena, Leipzig und Dresden, Lyon und Paris. Er leidet unter Wahnsinnsanfällen und schweren Nervenleiden. 1804 bewarb er sich wieder um eine Anstellung und wurde 1805 Diätar in Königsberg. 1807 erhielt er eine Pension von Königin Luise und wanderte zu Fuß nach Berlin. Als vermeintlichen preußischen Spion sandten ihn die Franzosen für mehrere Monate in Gefangenschaft nach Frankreich. Nach seiner Befreiung kam er in Dresden in romantische Kreise und gab mit Adam Müller die kurzlebige Zeitschrift „Phöbus“ heraus. 1810 war er zurück in Berlin. Der Tod der Königin raubte ihm die Pension und er geriet in Not. Der Versuch, sich durch die Zeitschrift „Berliner Abendblätter“ eine Position zu schaffen, misslang. Dazu kamen Probleme mit seiner Familie und eine persönliche Lebenskrise.

Am 21. November 1811 begeht er, gemeinsam mit seiner Freundin Henriette Vogel, Selbstmord. Das literarische Schaffen von Heinrich von Kleist hat auf seine Zeitgenossen und auf spätere Leser eine widersprüchliche, aber nachhaltige Wirkung ausgeübt. Im Laufe der Rezeptionsgeschichte wurde Kleist von weltanschaulich konträren Gruppen für sich in Anspruch genommen.

Auf einem Gedenkstein an seinem Grab stehen die Verse: „Er lebte, sang und litt in trüber, schwerer Zeit. / Er suchte hier den Tod und fand Unsterblichkeit.“

Prinz Friedrich von Hessen-Homburg (1633 – 1708)

Friedrich II von Hessen-Homburg, auch bekannt als Prinz von Homburg, war Landgraf von Hessen-Homburg und ist der Held des Dramas von Heinrich von Kleist.

Er wurde am 30. Mai 1633 geboren. Als er 15 Jahre alt war, brach er sich ein Bein, wodurch eine Lähmung eintrat. Trotz dieser Behinderung wählte er den Soldatenberuf. 1659 wurde ihm im Kampf das linke Bein zerschmettert. Er ließ sich eine silberne Prothese anfertigen, die ihm den Beinamen „Friedrich mit dem silbernen Beine“ eintrug. 1670 wurde er General der brandenburgischen Kavallerie. Bei der Schlacht bei Fehrbellin 1675 hatte er entscheidenden Anteil am Sieg. Doch nach der Schlacht kam es zu Unstimmigkeiten zwischen ihm und dem Kurfürsten, die wahrscheinlich ihren Ursprung in der Vorenthaltung eines angemessenen Anteils an der Kriegsbeute hatten. Er quittierte den Dienst und widmete sich seinen Ländereien. Wie auch die Figur des Kurfürsten hat auch Kleists Homburg nur noch dem Namen nach und über die Bezüge zum Schlachtgeschehen bei Fehrbellin nur der historischen Person zu tun.



Rezeption

Kleists letztes Drama stieß nicht nur bei Zeitgenossen auf Widerstand. Die Schlafwandelei des Prinzen und die Plaisanterie des Kurfürsten wurden häufig kritisiert und die Todesfurchtszene galt lange als unzeigbar und wurde heraus gekürzt.

Die Kritik beruft sich darauf, dass diese Stilmittel der Komödie waren, die gegen die Verhaltensregeln der tragischen aristokratischen Personen verstoßen.

Eine Aufführung des Schauspiels zu Lebzeiten Kleists fand nicht statt. In einer gekürzten Fassung wurde das Stück 1821 unter dem Titel „Die Schlacht von Fehrbellin“ in Wien uraufgeführt, jedoch schon nach vier Aufführungen auf Protest des Erzherzogs Karl wieder abgesetzt. Wiederum gekürzt wurde es 1828 in Berlin aufgeführt, aber nach der dritten Aufführung erließ der König ein Aufführungsverbot.

Nach dem Missbrauch des Stücks im Dritten Reich gelangte es nur zögerlich zurück auf die deutschen Bühnen.

Zitate von und über Leben und literarisches Werk von Heinrich von Kleist

„Was mich betrifft, so stimme ich dafür, daß [Kleists Drama, Prinz Friedrich von Homburg] gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist und daß es mehr Wert hat als all jene Farcen und Spektakelstücke und Houwaldsche Rühreier, die man uns täglich auftischt.“

- Heinrich Heine

„Kleists Erzählsprache ist etwas absolut Singuläres. Es genügt nicht, sie ‚historisch‘ zu lesen – auch zu seiner Zeit hat kein Mensch so geschrieben wie er.“

- Thomas Mann

„Ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann.“

- Heinrich von Kleist

„So musste der Prinz uns erscheinen als der erste moderne Protagonist, schicksallos, mit sich allein in einer ‚zerbrechlichen Welt‘ und uns darum nah, kein Held mehr, komplexes Ich und leidende Kreatur in einem, ein ‚unaussprechlicher Mensch‘, wie Kleist sich selbst genannt hat, ein Träumer, Schlafwandler, der Herr seiner selbst wird.“

- Ingeborg Bachmann

Literaturepoche zwischen Klassik und Romantik

Eine entscheidende Epoche der deutschen Literatur, das späte 18. und das frühe 19. Jahrhundert, ist in zahlreiche Strömungen unterteilt worden. Diese differenzierte Betrachtungsweise hat den Effekt, dass einige wichtige Autoren dieses Zeitraums, unter ihnen auch Heinrich von Kleist, ohne Zuordnung zu einer Strömung übrig geblieben sind.

Die Welt von Heinrich von Kleist ist durch die Abwesenheit des Göttlichen bestimmt und die Ausweglosigkeit steht als zentrales Thema in seinen Werken.

Die aus der Beschäftigung mit Kant und Fichte hervorgegangene erkenntnistheoretische Position, dass objektive Wahrheit außerhalb des Subjekts nicht gefunden werden könne, drückt sich in der Darstellung einer Wirklichkeit aus, in der die handelnden Personen keinen Sinn mehr finden und durch ihre Taten immer tiefer in Schuld und Leid verstrickt werden. Die „gebrechliche Einrichtung der Welt“ zeigt sich auch im Drama Prinz Friedrich von Homburg. Die letztendliche Begnadigung des Prinzen löst den zugrundeliegenden tragischen Konflikt nur auf der Ebene der politischen Praxis auf. Die Schwierigkeiten Friedrichs, dem die Grenzen von Traum und Wirklichkeit verschwimmen, in der vorgefundenen Welt feste Bezugspunkte zu gewinnen, bleiben unüberwunden. Im Stück kollidieren also mit der inneren Traumwelt und dem wirklichen Leben zwei Realitätsebenen miteinander. Dies kann so gedeutet werden, dass in Homburgs Schlafwandel und Traum eine tiefere Wahrheit offenbart wird, die Priorität vor der Wirklichkeit hat. In einer zweiten Interpretationsmöglichkeit können Schlafwandeln und Traum als Ausdruck eines Defekts in Homburg verstanden werden, der seinerseits durch die Wirklichkeit korrigiert werden muss. Homburg überwindet ihn, indem er das Gesetz akzeptiert und als Mittel zur Selbsterfüllung versteht und die bestimmende Wirklichkeit des Staates anerkennt. In allen Interpretationen wird die Sphäre des Traums dem Prinzen und die der Wirklichkeit dem Kurfürsten zugeordnet.



- Über Heinrich von Kleist wird gesagt, dass seine Werke sich zwischen den Epochen Klassik und Romantik befinden. Erarbeitet die Merkmale des Stückes, die zu den jeweiligen Epochen gehören.

Heinrich v. Kleist und die Feinde Brandenburgs

Aus DIE ZEIT Nr. 35 vom 30. August 1951, S. 4

Der schlafwandelnde Prinz mit seinen Halluzinationen, die sich als ironische Vorwegnahme der Realität erweisen, das Ineinander von Unbewußtem und Bewußtem, das Überspielen der Grenzen zwischen Tag- und Nachtseite des Lebens – es gilt dem typischen französischen Kritiker von heute als typisch deutsch. Es hat für ihn etwas von der Anziehungskraft des Exotischen, die es schon für Gérard de Nerval hatte, als er 1827 auf den Spuren der Romantiker durch die deutschen Wälder zog. Den "Faust" übersetzte und mit Tieck und Arnim, den überlebenden Freunden Kleists, Bekanntschaft machte – der gleichen Anziehungskraft, die E.T.A. Hoffmann in Frankreich zu so großem Ruhm gebracht hat. Aber es hat auch jenes unbestimmte Gefährliche und Unberechenbare, das Zwielfichtige und Zweideutige, das Eruptive und Verwegene, das dem klaren, haushälterischen Verstande des Romanen so anstößig ist und als schlechtes Europäertum gilt.

Ist Kleist ein schlechter Europäer gewesen? Das war nach 1945 auch in Deutschland vielfach zu hören. Der "Prinz von Homburg", die "Hermannsschlacht" gar, die "Penthesilea" und selbst Das "Käthchen von Heilbronn" kamen jahrelang nicht auf die deutschen Bühnen. Es war, als schäme man sich der Unbedingtheit Kleists, die das spielerische Element im Bühnenspiel mit so unheimlicher Lebensspannung auffüllt und es wie Gewitter zur Entladung treibt. Ja, es war, als sei in diesem Manne, der den unbändigen Willen zur Selbstverwirklichung und die innigste Vertrautheit mit dem Tode hatte, bereits die Gestalt des "heroischen Nihilisten" vorgezeichnet gewesen, die zwölf Jahre lang über dem deutschen Schicksal hing.

Der einundzwanzigjährige Potsdamer Gardeleutnant Heinrich von Kleist erbittet und erhält 1799 von König Friedrich Wilhelm III. seine Entlassung aus dem Militärdienst. Das Motiv zu diesem brüskten Berufswechsel hat er kurz zuvor seinem alten Hauslehrer Martini anvertraut: Er hält es "bei dem jetzigen Zustande der Armeen für unmöglich, die Pflichten des Menschen denen des Offiziers zu vereinen." Er verabscheut die Disziplin des friderizianischen Heeres. "Wenn das ganze Regiment seine Künste machte, schien es mir als ein lebendiges Monument der Tyrannei." Mit dem zivilen Staatsdienst, in den er sich nun einzugewöhnen sucht, sieht es anders aus. Der preußische Staat, den er vor Augen hatte (1800 bis 1811), war von dem Typ des spezifischen Machtstaates so weit entfernt wie nur möglich. Wohl war er, wenigstens bis zu den Steinschen Reformen, der reine Typ des Obrigkeitsstaats. Aber er war durch das Preußische Landrecht unter das Prinzip der wohldurchdachten und humanen Gesetzlichkeit gestellt und ließ die Regierten von der Willkür des Herrschers und seiner Beamten frei. Die Bürger waren zwar nicht, wie in England, mittätig und mitverantwortlich, aber sie waren in ihrer privaten Sphäre – ihren "Grundrechten" – vor allen Eingriffen gesichert. Nach außen verfolgten König und Regierung seit 1795 eine Politik des pazifistischen Neutralismus. Um des Friedens willen hatte Preußen 795 seine linksrheinischen Territorien abgetreten und lavierte bis 1806 in den Konflikten der großen Mächte mit der einzigen Tendenz, aus Kriegen herauszubleiben.

Wie stark mußte der Unabhängigkeitssinn Kleists nach diesem auf Stabilität bedachten, keinerlei Expansionsgelüsten folgenden System den Kontrast des napoleonischen Regimes empfinden! Er sah in dem Korsen den Cäsaren und Imperator, dessen organisatorisches und gesetzgeberisches Werk nur der Hegemonie Frankreichs dienen soll. "Wir sind die unterjochten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplünderung von Europa abgesehen, um Frankreich reich zu machen." Nur auf diesem Hintergrund ist sein patriotischer Ingrimm zu verstehen. Der preußische Staat konnte für ihn nach 1806 zum verlorenen und wiedererstrebtten Ort der Freiheit werden. Der Cherusker, der die Römer überlistet, und der märkische Oberst, der dem Kurfürsten die Kurzsichtigkeit seiner Staatskunst vorhält, sind auf demselben Erlebnisboden gewachsen. Die Verse der Germania:

*"Also stürzt, voran der Retter,
rings herab im Freiheitswetter;
schäumt, ein uferloses Meer,
über diese Franken her!" –
und die Worte des Kottwitz –
"Was! Meine Lust hab', meine Freude ich,
frei und für mich im stillen, unabhängig,
an deiner Trefflichkeit und Herrlichkeit ..."* –

haben innerste Beziehung aufeinander, weil für den, der sie schrieb, das selbständige, mündige Dasein das höchste Gut, der eigentliche Inhalt der Freiheit ist, der durch Fremdherrschaft wie durch allzu starres Staatsgebaren gleichermaßen verletzt wird.

Nach seiner Entlassung aus der Garde hatte Kleist in seiner Vaterstadt Frankfurt (dem brandenburgischen an der Oder) Mathematik und Philosophie studiert, zunächst als Kind des Aufklärungszeitalters überzeugt, daß die Fackel des Verstandes das Reich der Erkenntnis werde allein ausmessen können. Dieser Optimismus fand ein jähes Ende, als Kleist (1801) aus der Kantischen Philosophie, wie er meinte, das Resultat entnehmen mußte, daß "wir nicht entscheiden können, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint." In diesen Wochen entsank ihm sein "einziges, höchstes Ziel". Aus dem jungen Rationalisten wurde ein verzweifelter Sucher nach neuen Maßstäben, ein Verächter des Rationalismus, der die Grundlage der modernen Staatssysteme ist.

Der Zweifel am Segen der Bewußtheit – später so großartig lakonisch formuliert im Aufsatz über das Marionettentheater – trennt diesen märkischen Edelmann von allem Fortschrittsglauben und gesellt ihn der romantischen Bewegung zu. Wie diese faßt er Zutrauen zu den Erkenntnisquellen, die Verstand und Vernunft ergänzen: der Intuition, der sittlichen Erfahrung, der dichterischen Eingebung, dem Traum, der Versenkung ins Unbewußte. Aber das Romantische ist nur der eine Aspekt an der Gestalt Kleists. Der Kontakt mit der Umwelt, die politische Lage im Ganzen gesehen, fordert zu schärfster Anspannung des Willens heraus. Die Katechismen, Aufrufe und Kampflieder, kurz das Propagandistische in seiner Produktion nach 1806 steht dem innersten Nerv seiner Existenz nicht ferner als die Lyrik des "Käthchen" oder die Schuld-Schicksal-Dialektik der Novellen. Ja, in der Verbohrtheit des Michael Kohlhaas und in dem intransigenten Stolz der Marquise von O. werden Momente der Selbstkritik sichtbar. Die Person Kleist, Individualität aus Leidenschaft zur Selbstverwirklichung, entdeckt in dem märkischen Trotz des Roßtäuschers und in der Verslossenheit der Marquise gefährliche Züge seiner eigenen Situation in der Welt und überwindet sie in sich durch Gestaltung. Er selbst, der Dichter, hat einen schlimmen Hang zu vorschnellem Entschluß, zur unbeugsamen Verhärtung gegen das Widerstrebende. Sein künstlerisches Schaffen ist ein Weg der Selbsterziehung. Am Ende steht, der Vollendung des eigenen, zerrissenen Wesens gleichsam vorweggenommen, der "Prinz von Homburg", die Erhellung und Versöhnung des Widerspruchs von Gesetz und Gefühl. Dem Irrtum, der in Leist den martialischen Preußen sieht, entspricht der entgegengesetzte, der ihn zu ehren glaubt, wenn er ihn von der Welt absondert, in der er gekämpft hat und gescheitert ist. Bert Brecht etwa hat jüngst in einem sehr eindrucksvollen Gedicht über den "Prinzen von Homburg" einen Gegensatz zwischen Kleist und seinem Staat zugrunde gelegt:

*O Garten, künstlich in dem märkischen Sand!
O Geistersehn in preußischblauer Nacht!
O Held, von Todesfurcht ins Knien gebracht!
Ausbund von Kriegerstolz und Knechtsverstand!
Rückgrat, zerbrochen mit dem Lorbeerstock!
Du hast gesiegt, doch war's dir nicht befohlen.
Ach, da umhalst nicht Nike dich. Dich holen
Des Fürsten Büttel feixend in den Block.*

*So sehen wir ihn denn, der da gemeutert,
mit Todesfurcht gereinigt und geläutert
mit Todesschweiß kalt unterm Siegeslaub.
Sein Degen ist noch neben ihm: in Stücken.
Tot ist er nicht, doch liegt er auf dem Rücken
Mit allen Feinden Brandenburgs in Staub.*

Sah Kleist es so, wäre das Brandenburg seines Kurfürsten ein "lebendiges Monument der Tyrannei"? Oder hätte der Dichter im Prinzen von Homburg – fast unbewußt – seine eigene Kapitulation vor der Tyrannei des Hohenzollernstaats symbolisiert? Das kann nur meinen, wer an die Stelle des wirklichen Brandenburg-Preußen der Kleistschen Jahre das Schreckbild späteren Hasses setzt und sich dadurch der Möglichkeit beraubt, zu erkennen, wieso gerade der märkische Junker Kleist "très germanique" werden konnte.



Stellt euch vor, der Prinz von Homburg würde in der Gegenwart wegen Befehlsverweigerung vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

- Entwerft eine grobe Handlung und überlegt, wie das Verfahren ablaufen könnte und wie das Urteil lauten würde.
- Spielt die Szene dann in kleinen Gruppen, mit verteilten Rollen nach.

Heinrich von Kleist: Was gilt es in diesem Kriege?

Gilt es, was es gegolten hat sonst in den Kriegen, die geführt worden sind, auf dem Gebiete der unermesslichen Welt? Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der, in dem Duft einer lieblichen Sommernacht, von Lorbeern geträumt hat? Oder Genugtuung für die Empfindlichkeit einer Favorite deren Reize, vom Beherrscher des Reichs anerkannt, an fremden Höfen in Zweifel gezogen worden sind? Gilt es einen Feldzug, der, jenem spanischen Erbfolgestreit gleich, wie ein Schachspiel geführt wird; bei welchem kein Herz wärmer schlägt, keine Leidenschaft das Gefühl schwellt, kein Muskel vom Giftpfeil der Beleidigung getroffen, emporzuckt? Gilt es, ins Feld zu rücken, von beiden Seiten, wenn der Lenz kommt, sich zu treffen mit flatternden Fahnen, und zu schlagen und entweder zu siegen, oder wieder in die Winterquartiere einzurücken? Gilt es, eine Provinz abzutreten, einen Anspruch auszufechten, oder eine Schuldforderung geltend zu machen, oder gilt es sonst irgend etwas, das nach dem Wert des Geldes auszumessen ist, heut besessen, morgen aufgegeben, und übermorgen wieder erworben werden kann?

Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt; deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist.

Eine Gemeinschaft, die unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist, wie irgendeine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelassenster und ungeheurerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen, auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die, in freier Wahl, von der Gesamtheit aller Brüdernationen, gesetzt wäre. Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Sprichwort geworden ist; die, über jeden Zweifel erhoben, dem Besitzer jenes echten Ringes gleich, diejenige ist, die die anderen am meisten lieben; deren Unschuld, selbst in dem Augenblick noch, da der Fremdling sie belächelt oder wohl gar verspottet, sein Gefühl geheimnisvoll erweckt: dergestalt, daß derjenige der zu ihr gehört, nur seinen Namen zu nennen braucht, um auch in den entferntesten Teilen der Welt noch, Glauben zu finden. Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Übermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag, an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; die herumgeflattert ist, unermüdlich, einer Biene gleich, alles, was sie Vortreffliches fand, in sich aufzunehmen, gleich, als ob nichts, von Ursprung herein Schönes, in ihr selber wäre; in deren Schoß gleichwohl (wenn es zu sagen erlaubt ist!) die Götter das Urbild der Menschheit reiner, als in irgendeiner anderen, aufbewahrt hatten. Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts, in dem Wechsel der Dienstleistungen, schuldig geblieben ist; die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab; eine Gemeinschaft, die, an dem Obelisk der Zeiten, stets unter den Wackersten und Rüstigsten tätig gewesen ist: ja, die den Grundstein desselben gelegt hat, und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen, bestimmt war. Eine Gemeinschaft gilt es, die den Leibniz und Gutenberg geboren hat; in welcher ein Guericke den Luftkreis wog, Tschirnhausen den Glanz der Sonne lenkte und Kepler der Gestirne Bahn verzeichnete; eine Gemeinschaft, die große Namen, wie der Lenz Blumen aufzuweisen hat; die den Hutten und Sickingen, Luther und Melancthon, Joseph und Friedrich auferzog; in welcher Dürer und Cranach, die Verherrlicher der Tempel, gelebt, und Klopstock den Triumph des Erlösers gesungen hat. Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlecht angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll.

Quelle: Heinrich von Kleist: Werke und Briefe in vier Bänden. Band3, Berlin und Weimar 1978, S. 386-389.